

A
scotch
of great
worth



Alleinimport: EPIKUR G.m.b.H.
Koblenz an Rhein und Mosel



SEVERIN + LUER
HAMBURG
GROSSTER SELBSTFAHREN-DIENST
Hamburg I, Ferdinandsstraße 24
1 Min. vom Hauptbhf. Ruf 333366
Fernschreiber 0212055

nächst in einem aggressiven Vorgeplänkel herauszufordern. Er nannte ihn einen „literarischen Henkersknecht“ und fragte ihn mit den bei gerichtlichen Zeugenvernehmungen üblichen Ausdrücken, ob er bei seinen Berichten über Marilyn Monroe, Bing Crosby, Arthur Godfrey und andere Film- und Fernsehstars stets nur „die Wahrheit und nichts als die reine Wahrheit“ schildere — woraufhin der Biographien-Autor Pete Martin sich in weitschweifende Ausführungen über die Wirkung subjektiver Eindrücke erging.

Dann landete Wallace seinen Tiefschlag: Er feuerte eine Salve von Fragen aus dem Themenkreis ab, der nach den Vereinbarungen des Nachmittags nicht berührt werden sollte. Schrieb Pete Martin: „Es ist so, als ob Wallace die Fragen wie Messer in sein Opfer hineinstößt, die er dann auch noch in der Wunde umdreht.“

Bei diesen rhetorischen Operationsmethoden ist es nicht verwunderlich, daß Wallace dem Publikum fast immer die Rolle des Überlegenen vorspielen kann. Dennoch ist es schon vorgekommen, daß eines der Opfer genügend Besonnenheit, Intellekt oder auch Humor besaß, um den Verhör-Spezialisten auf offener Szene auszu-punkten.

Der britische Journalist Muggeridge beispielsweise — den Wallace mit der Behauptung provozieren wollte, „die Beleidigung der britischen Königin“ (durch Muggeridge) sei „ein bewußter Versuch, eine Sensation hervorzurufen“ — störte das Konzept des routinierten Fernseh-Inquisitors mit trockenen Bemerkungen wie „Aber nicht doch!“, oder „Ach, was Sie nicht sagen!“

Sex und Sputniks

Weniger schlagfertige Gäste, deren Innenleben Wallace zerpfückt hat, bis ihnen „die Seele heraushängt“ (Martin), bekommen in der Regel kurz vor Schluß der Sendung die versöhnlich stimmende Gelegenheit, gescheite Antworten zu geben: Wallace feuert im letzten Stadium des Interviews Fragen zu aktuellen Themen ab, die der Befragte jeweils mit einem Satz beantworten soll. Die bevorzugten Themen: amerikanischer Sex, russische Sputniks, Zensur, Psychoanalyse, Gewerkschaftspolitik oder Antisemitismus. Wallace gibt hierbei den Opfern eine letzte Chance, das Bild ihres Charakters zu retuschieren, das sie vor den Zuschauern am Fernsehschirm entfaltet haben.

Die katholische Wochenschrift „The Commonweal“ versuchte das Publikums-Interesse an den absonderlichen Enthüllungsszenen, die Mike Wallace den amerikanischen Fernseh-Teilnehmern bietet, mit den „gleichen menschlichen Passionen“ zu erklären, „die Stierkampf und Preisboxen unterstützen“. „Denn das Publikum findet ein schmutziges Vergnügen darin, zu beobachten, wie ein menschliches Wesen — besonders ein prominentes — öffentlich mit seinen eigenen Widersprüchen, Kurzschlüssen, Dummheiten und Unredlichkeiten konfrontiert wird.“

Auf die Frage, wie es dem Fernseh-Inquisitor gelingt, stets neue Opfer für die qualvolle nächtliche Verhör-Tortur zu gewinnen, gibt es dagegen bisher noch keine einleuchtende Antwort. Mike Wallace selbst meint: „Sie kommen entweder, weil sie Exhibitionisten sind, oder weil sie eine geistige Herausforderung schätzen, oder aber, weil sie etwas sagen wollen und sonst keine Möglichkeit haben, es vor der Öffentlichkeit zu sagen.“

Bisher hat nur eine „prominente Persönlichkeit“ die Einladung zum Mike-Wallace-Interview abgelehnt: die kaffeebraune Sängerin Eartha Kitt.

BÜCHER

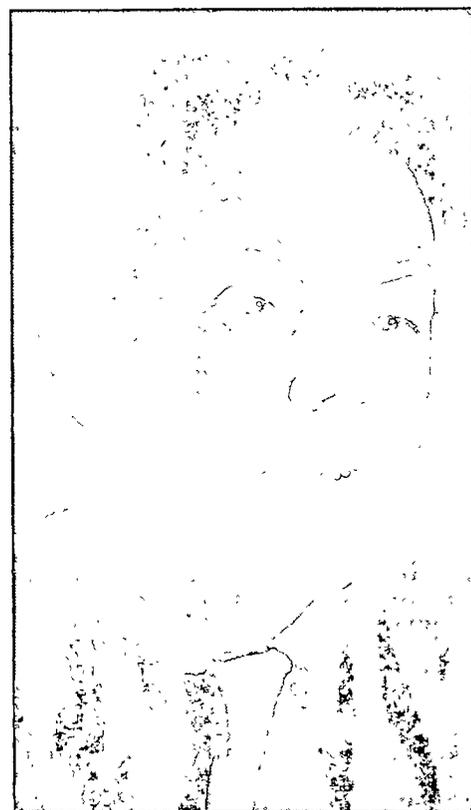
FRISCH

Der Ingenieur

Jeden, der an der amerikanischen Nation etwas auszusetzen hat, hält der fünfzig-jährige Schweizer Ingenieur Walter Faber für einen heimlichen Kommunisten oder böswilligen Urfeind demokratischer Menschenrechte.

Kurze Zeit darauf aber ist es Faber selbst, der über die Charaktereigenschaften und Lebensgewohnheiten der Amerikaner die bittersten Sätze notiert: „Sie leben, weil es Penicillin gibt, das ist alles...“

„Wie sie herumstehen“, schimpft er, „ihre linke Hand in der Hosentasche, ihre Schulter an die Wand gelehnt, ihr Glas in der anderen Hand, ungezwungen, die



Autor Frisch
„Pingpong meinerseits“

Schutzherren der Menschheit, ihr Schulterklopfen, ihr Optimismus, bis sie besoffen sind, dann Heulkampf, Ausverkauf der weißen Rasse...“

Ingenieur Faber ist Titelfigur eines neuen Buches, „Homo faber“, das der Schweizer Architekt, Dramatiker und Romancier Max Frisch in diesem Herbst veröffentlicht hat. Die herben Anmerkungen, die Frischs Titelheld Faber über die Amerikaner macht, mögen vielleicht der Ansicht des Schweizer Autors über die Vereinigten Staaten entsprechen — seinen Helden Faber läßt Frisch diese Äußerungen höflich als „Zorn auf mich selbst“ bezeichnen, insofern nämlich, als der Ingenieur Faber den „american way of life“, die amerikanische Lebensart, bis dahin als die natürlichste Sache der Welt empfunden und goutiert hatte.

• Max Frisch: „Homo faber“; Suhrkamp Verlag, Frankfurt; 292 Seiten; 14,- Mark.

Fabers Sinneswandel in bezug auf die Amerikaner signalisiert nämlich nur eine andere Wandlung, die Fabers Selbstbewußtsein betrifft. Gegen Schluß des Buches stimmt er bedingungslos einem Bekannten zu, der die Nordamerikaner noch grimmiger charakterisiert: „Ihre falsche Gesundheit, ihre falsche Jugendlichkeit, ihre Weiber, die nicht zugeben können, daß sie älter werden, ihre Kosmetik noch an der Leiche, überhaupt ihr pornographisches Verhältnis zum Tod, ihr Präsident, der auf jeder Titelseite lachen muß wie ein rosiges Baby, sonst wählen sie ihn nicht wieder...“

Die Amerikaner, die mit solchen Kaskaden unfreundlicher Charakteristiken überschüttet werden, spielen dabei in Frischs Buch eine nur symbolische Rolle, wie auch der Titelheld, Faber, mehr die Personifizierung eines Menschentyps sein soll. Ein „Homo faber“ ist, aus dem Lateinischen sinngemäß ins Deutsche übersetzt, der werkende, tätige Mensch — der Mensch, der als Techniker die Welt in seine Gewalt bekommen möchte. In dieser Beziehung gelten die Vereinigten Staaten dem Autor Frisch als das Land, in dem die Herrschaft des „Homo faber“ am weitesten fortgeschritten ist.

In Frischs neuem Buch gibt nun ein solcher „Homo faber“ einen „Bericht“ seines Lebens. Der Ingenieur Walter Faber arbeitet für die Unesco an Projekten, mit deren Hilfe „unterentwickelte Gebiete“ gefördert werden sollen: „Ich glaube nicht an Fügung und Schicksal“, bekennt er, „als Techniker bin ich gewohnt, mit den Formeln der Wahrscheinlichkeit zu rechnen.“

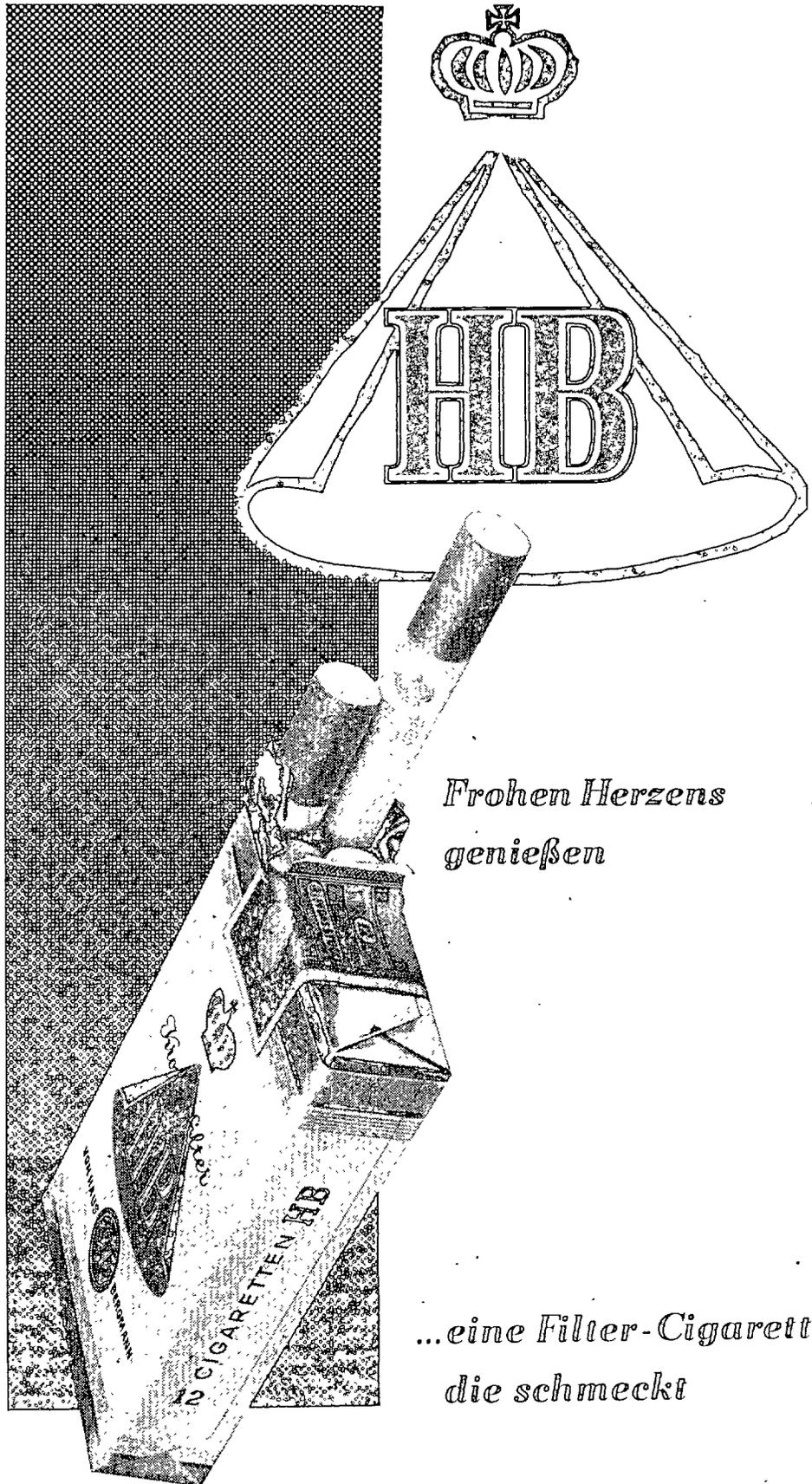
Faber ist der Typ des selbstbewußten Technikers, der glaubt, die Natur unterworfen zu haben, und der auch sich selbst nicht mehr als einen Bestandteil der Natur anzusehen wünscht. „Gefühle sind Ermüdungserscheinungen, nichts weiter, jedenfalls bei mir. Man macht schlapp“, konstatiert er, und haßt es, schlecht rasiert zu sein: „Ich habe dann das Gefühl, ich werde etwas wie eine Pflanze...“

Für dieses Selbstbewußtsein, sich über seine eigene Natur zu erheben, Wahrscheinlichkeiten zu berechnen und zu meistern, läßt der 46jährige Autor Frisch seinen „Homo faber“ schwer büßen. Er setzt ihn einer Kette von größtmöglichen Unwahrscheinlichkeiten — sogenannten „Zufällen“ — aus, die mit einer Notlandung in Mexiko beginnen, und bringt ihn am Ende in eine tragische Situation, die Frisch einer der grausamsten Episoden der antiken Mythologie entlehnt hat — dem Thyestes-Stoff*: Faber macht ahnungslos seine uneheliche Tochter zu seiner Geliebten.

Am Ende trifft den Ingenieur Faber noch eine gewisse Mitschuld am Tode seiner natürlichen Tochter: Er unterrichtet die Ärzte nicht präzise genug über die Natur eines Unfalls, den seine Tochter erlitt. So wird sie zwar wirksam gegen den Biß einer Viper behandelt, stirbt aber an den Folgen eines Schädelbasisbruchs, den sie sich beim Sturz zugezogen hatte.

Daß sich der Ingenieur Faber zugrunde richten muß, ergibt sich für den Autor Frisch mit zwingender Notwendigkeit, weil — wie Frisch in seinem „Tagebuch“ notiert — „wir unser Tempo überschritten haben“. „Auch der Düsenjäger“, so spekuliert Frisch, „wird unser Herz nicht einholen. Es gibt, so scheint es, einen menschlichen Maßstab, den wir nicht verändern, sondern nur verlieren können. Daß er verloren ist, steht außer Frage; es fragt sich

* Thyestes ist ein Bruder des Atreus, des Stammvaters der vom Götterfluch heimgesuchten Atriden-Familie. Thyestes zeugt mit seiner Tochter Pelopeia den Sohn Aegisth, den späteren Stiefvater der Iphigenie, der Elektra und des Muttermörders Orest.



*Frohen Herzens
genießen*

*...eine Filter-Cigarette
die schmeckt*

Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit sind bei der HB in geradezu idealer Weise vereint. Darum ist die Zahl der begeisterten HB-Raucher so groß und darum gewinnt die HB täglich neue Freunde!

nur, ob wir ihn noch einmal gewinnen können und wie?“

Mit „Homo faber“ legt Max Frisch, nach den Romanen „Die Schwierigen“ und „Stiller“ seinen dritten Prosabeitrag zur Klärung der Frage vor, ob und wie jener „menschliche Maßstab“ zurückgewonnen werden könnte.

Jurg Reinhart, Hauptfigur in dem Roman „Die Schwierigen oder J'adore ce qui me brûle“ („Ich bewundere, was mich versengt“), hat sich in sein privates Schicksal so hoffnungslos verstrickt, daß er schließlich keinen anderen Ausweg als den Selbstmord findet. Er hält sich für ein Opfer seines eigenen Größenwahns und sieht es als seine „sittliche Verpflichtung“ an, sein Leben auszulöschen. Anatol Ludwig Stiller, Titelheld des Bestseller-Romans „Stiller“, muß nach einiger schmerzhafter Selbsterkenntnis bemerken, daß er gescheitert ist — er hat auf kommunistischer Seite als Soldat im Spanien-Krieg wie daheim als Ehemann versagt —, und versucht, mit gefälschten Papieren ein neues Leben anzufangen; ohne Erfolg. Auch der Ingenieur Faber scheitert, nachdem ungläubwürdige, unwahrscheinliche Zufälle sein Selbstbewußtsein als Techniker und „Homo faber“ zertrümmert haben.

Obwohl keines dieser drei Prosawerke präzise Einzelheiten aus der Biographie des Autors wiedergibt, enthalten alle Bücher Hinweise auf die Probleme, mit denen sich Frisch herumgeplagt hat. Ebenso wie Jurg Reinhart begann Frisch sein Leben mit einem romantisch-unbekümmerten Künstlertum und viel Selbstbewußtsein. Bereits als Sechzehnjähriger schickte er dem Berliner Theater-Intendanten Max Reinhardt ein erstes Theaterstück, bekam das Manuskript aber zurück.

Danach ging er zur Zeitung. „Als Journalist beschrieb ich, was man mir zuwies: Umzüge, Vorträge über Buddha, Feuerwerke, Kabarettis siebenten Ranges, Feuerbrünste, Wettschwimmen, Frühling im Zoo; nur Kremationen habe ich abgelehnt. All das war auch keine unnütze Schule.“

Doch: „Mit fünfundzwanzig Jahren muß ich nochmals auf die Schulbank zurück. Eine Freundin, als wir heiraten wollten, war der Meinung, daß ich vorerst etwas werden müßte.“

Ebenso wie sein Romanheld Stiller versuchte Frisch, sein Leben gewissermaßen von vorn anzufangen. Er wechselte zum Beruf des Architekten über und verbrannte zuvor seine literarischen Erzeugnisse. Mit seinem jüngsten Helden, dem Ingenieur Faber, hat Frisch, der noch heute als Architekt arbeitet, gewisse Berufsneigungen gemeinsam: den Hang, die Natur durch technische Konstruktion einzuengen und zu bewältigen.

Allerdings hat sich Autor Frisch von seinem „Homo faber“ drastischer distanziert als von dessen Vorgängern. Im Gegensatz zu diesen „Römanen“ nannte Frisch das Buch „Homo faber“ ausdrücklich einen „Bericht“, den der Ingenieur Faber erstattet.

Frisch trieb das Verschleierungsspiel so weit, daß er dem Ingenieur oft eine trockene Techniker-Sprache, zuweilen sogar schlechtes Deutsch in die Feder diktierte. So beschreibt Faber eine Mondfinsternis mit den Worten: „Dabei war es, als bloßer Anblick, eher beklemmend, eine immerhin ungeheure Masse, die da im Raum schwebt, beziehungsweise saust...“, oder er notiert: „Unser Pingpong ging besser als meinerseits erwartet.“

Die letzten beiden Wörter, die Faber aufschreibt, heißen: „Sie kommen.“ Sie, das sind die Ärzte, die seine Bauchhöhle öffnen werden. Der Leser bleibt keinen Augenblick im Zweifel, daß Faber die Operation eines Magenkrebses nicht überstehen wird, der er sich unterziehen muß.

STÄDTEBAU

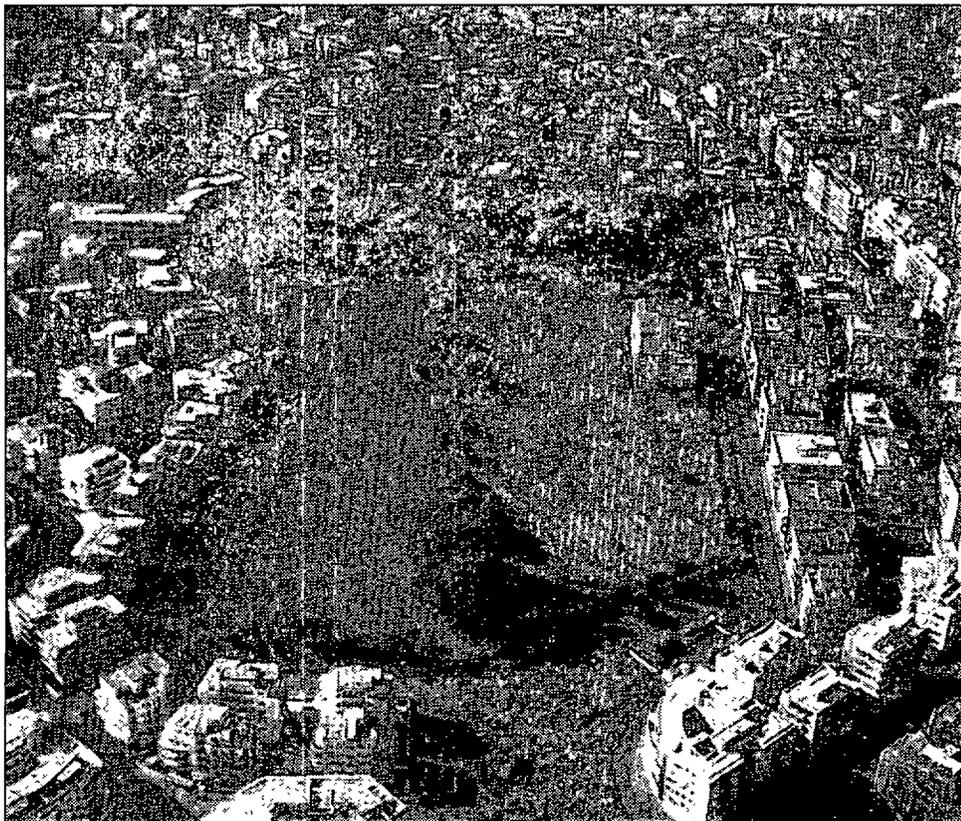
ROM

Schon Cicero spekulierte

Mit inquisitorischem Pathos verwies vor wenigen Tagen die italienische Wochenillustrierte „Espresso“ den Senat der Stadt Rom, wie die Stadtverwaltung auch heute noch heißt, auf die Anklagebank. „Rom, die Stadt der Parks und Brunnen“, wütete das linksliberale Blatt, „ist im Begriff eine Zementwüste zu werden.“ Der Senat habe vor den modernen Vandalen kapituliert, den Bodenspekulanten, die einen neuen Barbarensturm auf die natürlichen Juwelle Roms vorbereiteten: die berühmten Parks der Ewigen

wegen der überhöhten Mieten sind für die Mittelstandswohnungen kaum noch Mieter aufzutreiben; die Nachfrage nach Luxuswohnungen in der Innenstadt ist dagegen unvermindert stark. Im Gegensatz zu zahlungskräftigen Wohnungsinteressenten in Deutschland, die sich gern in Villen auf dem Lande oder in den Zweifamilienhäusern vornehmer Vororte einmieten, legen die wohlhabenden Römer Wert darauf, ein Eigentums-Appartement in einem der luxuriösen Palazzi, der Wohnblöcke der Innenstadt, zu besitzen. Die Bungalows und Villen, die sie sich am Meer oder in den Albaner Bergen einzurichten pflegen, dienen hauptsächlich für Aufenthalte während der Weekends und der heißen Sommermonate.

Die Bodenspekulanten richteten deswegen in den letzten Jahren ihre Aufmerksamkeit immer stärker auf zentral



Römischer Park „Villa Chigi“: 14 Millionen Mark für den Prinzen

Stadt, die jedem Rom-Touristen und Baedeker-Besitzer vertraut sind.

In der italienischen Hauptstadt ist die Bau- und Grundstücksspekulation eines der ältesten, zugleich aber auch skandalumwitterten Gewerbe. Bereits der letzte Verteidiger der altrömischen Republik, Marcus Tullius Cicero, hatte sich durch Spekulationen ebenso bereichert wie der Ex-Kriegsminister des 1870 untergegangenen Kirchenstaates, der belgische Monsignore de Merode, in der Zeit vor der Jahrhundertwende.

In dieser zwielichtigen Branche, deren Jobber innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts Vermögen bis zu 200 und 300 Millionen Mark ansammelten, hat sich nun ein bemerkenswerter Konjunkturumschwung angebahnt. Während die Spekulanten sich bis vor kurzem um Grundstücke an der römischen Peripherie bemühten, auf denen moderne Mittelstandsquartiere aus Stahlbeton errichtet wurden, interessieren sie sich jetzt hauptsächlich für Grundstücke im Innern der Stadt.

Dort sollen Luxusbauten für die Reichen und Neureichen Roms entstehen. Denn

gelegene Grundstücke in vornehmer Umgebung. Wie eine turbulente Stadtratssitzung bewies, scheint es ihnen gelungen zu sein, geeignete Objekte aufzuspüren: Beispielsweise hatte der 21jährige Prinz Mario Chigi beantragt, die Villa Chigi, eine der schönsten Besitzungen in Rom, parzellieren zu dürfen.

Die berühmten römischen Villen sind nicht Bauten im deutschen Sinne der Bezeichnung, sondern feudale Parks mit Palmen, Pinien, Zypressen und schloßartigen Wohnpalästen. Noch Mitte des vorigen Jahrhunderts, als Rom knapp 170 000 Einwohner (darunter 10 000 Priester, Mönche und Nonnen) zählte, bedeckten diese Villen den größten Teil der Stadtfläche innerhalb des antiken Aurelianischen Mauerings. Die Parks, die den großen Adelsfamilien gehörten, schmolzen allerdings schon bald nach der Proklamierung Roms zur Hauptstadt Italiens zusammen. Auf dem einstigen Park des Fürsten Buoncompagni-Ludovisi zum Beispiel zieht sich heute der römische Kurfürstendamm entlang, die Via Veneto.

Die Stadtväter sahen sich bald gezwungen, die Reste der alten Villen unter Denk-